

„Ich bin gelassener geworden“

Fotos: Matthias Creutziger



Mit viel Medienrummel ist der Wechsel von **Christian Thielemann** von München nach Dresden begleitet worden. Im Interview mit Bjørn Woll spricht er über die Seele der Staatskapelle Dresden, die Missstände des Klassikbetriebs und seine Sympathie für die Kapellmeistertradition.

Herr Thielemann, Sie werden 2012 von den Münchner Philharmonikern zur Staatskapelle Dresden wechseln. Sind Sie schon in Aufbruchstimmung?

In diesem Fall ist es etwas Besonderes. Ich kenne viele Mitglieder der Dresdner Staatskapelle schon von den Bayreuther Festspielen, etwa 35 Musiker spielen dort im Festspielorchester. Von daher ist das kein Aufbruch im eigentlichen Sinne, es fühlt sich eher schon wie ein Heimkommen an. Auf der anderen Seite gibt es natürlich auch eine Aufbruchstimmung, weil viele neue Aufgaben auf mich zukommen. Ich empfinde schon jetzt eine freudige Erwartung, was auch

daran liegt, dass der Wechsel nach Dresden schon so früh beschlossen wurde und ich mich deshalb gut darauf vorbereiten kann.

Freuen Sie sich, dass Sie sich – nach den Querelen um die Vertragsverhandlungen in München – nun wieder vermehrt auf künstlerische Aspekte konzentrieren können?

Ich habe meine Konzentration eigentlich immer auf künstlerische Aspekte gerichtet. Mit zunehmender Erfahrung wird man wesentlich gelassener. Ich habe gelernt, dass es nicht allzu viel Sinn ergibt, gegen Sachen anzugehen, die man nicht ändern kann. Den Spruch



„Der Klügere gibt nach“ habe ich früher immer für Schwäche gehalten. Ich habe immer gedacht, dass das jemand sagt, der nicht genug Kraft hat, der ein Versager ist. Aber ich habe in der letzten Zeit erkannt, dass es Situationen gibt, die nur mit großen Anstrengungen zu lösen sind. Und wenn sich dann die Möglichkeit einer Umorientierung ergibt, dann sollte man die auch nutzen.

Sie haben eben von dem Vorteil gesprochen, sich frühzeitig auf die Aufgaben in Dresden vorbereiten zu können. Wie gestaltet sich da Ihre Arbeit in München, sind Sie da noch ganz bei der Sache?

Da bin ich total bei der Sache. Es hat bei den Philharmonikern ja keine künstlerische Auseinandersetzung gegeben. Es ging um Vertragsgeschichten, die man so oder so sehen kann. Und da ist es so wie mit zwei Eheleuten, die sich scheiden lassen, aber gute Freunde bleiben. Die künstlerische Arbeit ist davon keineswegs behindert. Ich habe ja auch den Ehrgeiz, dass man die gemeinsame Zeit gut zu Ende bringt und dass das künstlerische Niveau gewahrt bleibt. Die Atmosphäre mit dem Orchester ist wunderbar.

Sie sind lange im Musikbetrieb, Sie kennen den Hang zum Starrummel und zur Eventkultur und auch die finanzpolitischen Probleme. Ist bei diesen Rahmenbedingungen Kunst auf hohem Niveau überhaupt noch möglich?

Es geht schon. Man muss nur immer wieder bei der Politik um den Verbleib der finanziellen Mittel kämpfen. Man sieht das Problem am deutlichsten bei den Berliner Opernhäusern. Die Ungerechtigkeit, die dort immer noch zwi-

schen den beiden großen Opern herrscht, ist darauf zurückzuführen, dass Politiker die wichtigen Entscheidungen getroffen haben. Insofern muss man in solchen Situationen schauen, dass man das Interesse der Verantwortlichen in der Politik wach hält. Aber dieses Problem gab es eigentlich immer schon.

Finden Sie, dass sich der heutige Klassikbetrieb in eine falsche Richtung bewegt – noch mal Stichworte: Eventkultur und Starrummel?

Definitiv. Ich finde schon das Wort „Event“ grauenvoll. Auf Deutsch heißt das ja „Ereignis“. Aber häufig wird etwas zu einem „Ereignis“ hochstilisiert, das eigentlich gar nicht so toll war. Da wird einem lediglich suggeriert, dass das etwas Besonderes sei. Nimmt man dann den ganzen Zinnober weg, stellt man fest, dass die auch nur mit Wasser kochen. Insofern plädiere ich für Gelassenheit und dafür, den eigenen Weg unbeirrt weiterzugehen und für Qualität zu kämpfen. Wichtig ist schließlich, dass man mehrere Jahre in der vorderen Liga mitspielt und nicht verbrannt wird. Denn der Musikbetrieb ist kurzsichtig. Ein Sänger, der seine Stimme verliert, wird

eben nicht mehr engagiert. Das gab es schon immer, aber heute ist das Problem vielleicht noch größer, weil man so schnell reisen kann. Man kann sich ohne Probleme in ein Flugzeug setzen, um am anderen Ende der Welt kurzfristig für einen Kollegen einzuspringen. Und das ist für den Musikbetrieb und für die Künstler eigentlich ungesund.

Blicken wir ein wenig in die Zukunft, wenn Sie 2012 die Sächsische Staatskapelle als Chefdirigent übernehmen. Was ist das Besondere an diesem Orchester?

Zum einen natürlich die Tradition dieses Klangkörpers, der 1548 gegründet wurde. Im Laufe dieser Zeit haben so viele herausragende Dirigenten, Künstler und Komponisten einen Einfluss auf die Staatskapelle ausgeübt – das trägt dieses Orchester alles in sich. Und sie haben es geschafft, während der Zeit der deutschen Teilung ihren Klang und ihre Qualität in einer Art beizubehalten, dass es mich mit großem Respekt erfüllt. Dadurch ist die Staatskapelle ein im besten Sinne eigenständiges Orchester.

Wie schlägt sich die Tradition im Klang der Staatskapelle nieder?

Zur Person

Mit 19 Jahren begann **Christian Thielemann** als Korrepetitor an der Deutschen Oper Berlin und als Assistent von Herbert von Karajan. 1985 wurde er Kapellmeister an der Düsseldorfer Rheinoper, wechselte 1988 als Generalmusikdirektor nach Nürnberg. 1997 erteilte ihn der Ruf an die Deutsche Oper, 2004 verließ er diese und wurde Generalmusikdirektor der Münchner Philharmoniker. 2009 hat der Münchner Stadtrat den bis 2011 laufenden Vertrag nicht verlängert, da Thielemann den angebotenen Vertragsentwurf nicht akzeptierte. Ab 2012 wird er Chefdirigent der Staatskapelle Dresden, zudem wird er künftig enger mit Katharina Wagner bei den Bayreuther Festspielen zusammenarbeiten.

Christian Thielemann ist **Künstler des Monats** in DW-RADIO. Am 3. und 17. Oktober 2010, 21.05 Uhr, werden aktuelle Aufnahmen mit ihm vorgestellt. Das DW-RADIO ist zu empfangen über Satellit HOT BIRD 6 digital, 13° Ost, 11,604 GHz, horizontal, 27,5 Msymbols/s, FEC 5/6, Kanal DW-M. Internet: www.dw-radio-m.de.

Das ist eine Frage der Homogenität des Klanges, des Aufeinanderhörens. Bei den Wiener Philharmonikern hört man ja auch gleich die Seele des Orchesters heraus – und das ist so erfreulich unglobalisiert. Wenn überall alles gleich und austauschbar wird, sieht man auch, was die Globalisierung anrichtet. Und das geht den Menschen mehr und mehr auf die Nerven. Man sucht inzwischen stärker nach dem Besonderen und dem Eigenständigen. Und es ist überhaupt wichtig, sich darauf zu besinnen, wo man herkommt – was nicht heißt, dass man verstockt und unflexibel ist. Im Gegenteil: Je mehr man über die Tradition weiß und sich daran freut, umso gerüsteter ist man für die Zukunft.

Weil Sie vorhin von der Seele der Wiener Philharmoniker gesprochen haben: Wie klingt denn die Seele der Sächsischen Staatskapelle?

Das ist eben dieser dunkle, deutsche Klang, den es pikanterweise in Deutschland gar nicht mehr so oft gibt. Außerdem ist da eine bestimmte Leichtigkeit und Durchsichtigkeit – und ein ausgeprägtes Gefühl für Homogenität zwischen Streichern und Bläsern. Die Orchester achten bei den Probespielen sehr darauf, ob der Bewerber klanglich „passt“ oder nicht. Und ich finde, dass die Wiener Philharmoniker und die Staatskapelle verwandt und irgendwie aus dem gleichen Holz geschnitzt sind. Das hängt vielleicht auch damit zusammen, dass beide Orchester in der Oper spielen.

Sie haben angekündigt, in Dresden neben dem deutschen Stammrepertoire auch Puccini und den späten Verdi dirigieren zu wollen. Einerseits sind Sie jemand, der ganz bewusst das deutsche romantische Repertoire pflegt, andererseits möchten Sie künftig italienische Musik aufführen, die einen ganz anderen Geist verlangt: Wie kann das funktionieren?

Man muss für alle musikalischen Stile gewappnet sein, das muss ein Orchester dieser Güteklasse können. Man kommt vielleicht aus einer bestimmten Klangecke, aber das bedeutet ja nicht, dass man nicht Hunger hat auf anderes. Man isst ja auch nicht nur Schweinebraten oder Bratwürste. Ein Orchester muss verschiedene Stile einfach draufhaben, muss wendig sein. Die Wiener Philharmoniker zum Beispiel können Rossini spielen, aber die spielen auch einen tollen Wagner.

„Ich finde das Wort Dirigent einfach schrecklich – Ich bin Kapellmeister“

Es gibt zahlreiche Kritiker, die immer wieder bemängeln, dass auf den Spielplänen die immer gleichen Werke des Kanons zu finden sind. Auch

Ihnen hat man zuweilen ein zu enges Repertoire vorgeworfen. Was erwidern Sie diesen?

Ich bin schon dafür, dass man immer wieder Novitäten bringt, aber ohne ein Standardrepertoire, an dem wir unsere Spielkultur trainieren, geht es nicht. Es gibt bestimmte Marksteine, die sind unverrückbar. Leben ohne Wasser ist unmöglich, und eine bestimmte Spielkultur geht nicht ohne Beethoven oder ohne Mozart. Klar ist aber auch, dass man das Repertoire erweitert, wenn man eine bestimmte Spielkultur erlangt hat. Aber ein Traditionsorchester wie die Dresdner Staatskapelle muss bei Brahms, Beethoven und Bruckner sattelfest sein. Das ist das tägliche Brot.

Zu Ihrem Einsatz für die Pflege der Tradition passt auch Ihre Sympathie für den Begriff des Kapellmeisters. Der handwerkliche Beiklang wird allerdings von vielen Dirigenten nicht so gerne gehört ...

In dieser Einschätzung gehen manche Maestri fehl. Denn das Dirigieren ist wie jeder Beruf zunächst einmal ein Handwerk. Und gerade beim Dirigieren gehört sehr viel Handwerk dazu, um zu wissen, was da überhaupt im Orchester abläuft. Ich bin Kapellmeister, und ich finde das Wort Dirigent schrecklich. Bevor man Dirigent oder Künstler wird, ist man zuallererst einmal Kapellmeister. Es ist ja auch interessant zu beobachten, dass vor allem gute Kapellmeister mit den ganz besonderen akustischen Bedingungen im Bayreuther Orchestergraben zurechtkommen und nicht Leute, die wedeln und sich dabei schön finden.

Stichwort Bayreuth, wo Sie auch in diesem Jahr den „Ring des Nibelungen“ dirigieren werden. Was bedeutet Ihnen dieser Ort, an den Sie anscheinend gerne zurückkehren?

Bayreuth ist für mich eine zweite Heimat. Nietzsche hat ja mal dem Sinn nach gesagt, dass man nach einem Aufenthalt in Bayreuth gar nicht verstehen kann, wie man es zuvor an einem anderen Ort aushalten konnte. Er hat Recht! Aus diesem Grund kommen auch die Musiker immer wieder, manche über 30 Jahre hinweg. Wenn man einmal vom Bayreuth-Virus befallen ist, dann kann man gar nicht anders. Und Bayreuth passt ja auch sehr gut zu Dresden, weil Wagner sich an beiden Orten länger aufgehalten hat und auch einer meiner Vorgänger bei der Staatskapelle war.

Aktuelle CD

Bruckner, Sinfonie Nr. 8; Staatskapelle Dresden, Christian Thielemann (2009); Profil/Naxos 2 CD 881488100310 (Kritik siehe S. 68)

